

wurde auch ein eigener Serviceteil mit Literaturempfehlungen zu Einführungen und klassischen Texten der qualitativen Forschung, Studienhinweisen und aktuellen Internetadressen am Ende des Buchs eingerichtet. Es wendet sich weiterhin an Lehrende in den Sozialwissenschaften und soll schließlich als Nachschlagewerk für qualitative Forscher an Hochschulen und in der Praxis dienen. Es ersetzt kein Lehrbuch der qualitativen Forschung und ist auch kein «Kochbuch», mit dessen alleiniger Hilfe man ein konkretes Forschungsvorhaben umsetzen kann. Vielmehr will es Orientierung, Hintergrund- und Reflexionswissen vermitteln und über den Stand der Entwicklung informieren. Am Ende jedes Beitrags finden sich Hinweise zu weiterführender Literatur.

Das vorliegende Handbuch unterscheidet sich von dem von Flick, Kardorff, Keupp, Rosenstiel und Wolff (1991) herausgegebenen «Handbuch Qualitative Sozialforschung» in konzeptioneller Hinsicht – so fehlen die Anwendungsbereiche qualitativer Forschung und disziplinspezifische Zugänge. Dafür haben wir hier die Darstellung von Methodologie und Methoden in den Vordergrund gestellt. Insofern können sich beide Bände ergänzen; ihre vergleichende Lektüre zeigt auch die produktive Weiterentwicklung im Feld qualitativer Methoden.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wurde darauf verzichtet, immer die männliche und die weibliche Form zu verwenden. Leserinnen und Leser mögen sich bitte abwechselnd eine weibliche und eine männliche Person vorstellen, wo von Forschern und Interviewpartnern die Rede ist.

Zum Schluss möchten wir allen Autorinnen und Autoren noch einmal herzlich für ihre Beiträge danken und für ihre Bereitschaft zu Überarbeitungen und Kürzungen. Dank gebührt auch Frau Carola Volkmar, die das Gesamtliteraturverzeichnis und die Register bearbeitet hat. Nicht zuletzt danken wir dem Herausgeber der Reihe *rowohlts enzyklopädie*, Dr. Burghard König, für seine Unterstützung bei der Realisierung dieses Projekts auch in schwieriger werdenden Zeiten.

Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke

Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke

1. Was ist qualitative Forschung?

Einleitung und Überblick

1. Einladung zur qualitativen Forschung
2. Warum qualitative Forschung?
3. Forschungsperspektiven in der qualitativen Forschung
4. Grundannahmen und Kennzeichen qualitativer Forschung
5. Verhältnis zu quantitativ-standardisierter Forschung
6. Geschichte und Entwicklungsstand qualitativer Forschung
7. Ziel und Aufbau des Handbuchs

Qualitative Forschung hat sich in den letzten Jahren zu einem breiten, manchmal schon fast unübersichtlichen Feld entwickelt. In unterschiedlichsten Disziplinen und Fächern ist sie zu einem Teil der Ausbildung in empirischen Forschungsmethoden geworden. Die Palette der Fächer reicht von Soziologie über Psychologie bis zu Kultur-, Erziehungs- und Wirtschaftswissenschaften, um nur einige Beispiele zu nennen. Neben den klassischen Grundlagenfächern findet sie immer mehr Aufmerksamkeit in den eher angewandten Fächern wie Sozialarbeit, Pflegewissenschaften oder Public Health. Qualitative Forschung hat seit jeher eine starke Anwendungsorientierung in ihren Fragestellungen und Vorgehensweisen und nimmt dort mittlerweile einen wichtigen Platz ein. Im Bereich der Sozialwissenschaften im weitesten Sinn gibt es kaum ein Forschungsfeld, in dem qualitative Forschung nicht zumindest auch eingesetzt wird – insbesondere wenn man den Blick auf die internationale Landschaft erweitert. Auch wenn Kritik, Vorbehalte und Vorurteile gegenüber qualitativer Forschung nicht verstummt sind, kann man doch festhalten, dass sie sich etabliert und konsolidiert und im Sinne von Thomas Kuhn (1962) den Status einer paradigmatischen «normal science» erreicht hat.

1. Einladung zur qualitativen Forschung

Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten «von innen heraus» aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen. Diese bleiben Nichtmitgliedern verschlossen, sind aber auch den in der Selbstverständlichkeit des Alltags befangenen Akteuren selbst in der Regel nicht bewusst. Mit ihren genauen und «dichten» Beschreibungen bildet qualitative Forschung weder Wirklichkeit einfach ab, noch pflegt sie einen Exotismus um seiner selbst willen. Vielmehr nutzt sie das Fremde oder von der Norm Abweichende und das Unerwartete als Erkenntnisquelle und Spiegel, der in seiner Reflexion das Unbekannte im Bekannten und Bekanntes im Unbekannten als Differenz wahrnehmbar macht und damit erweiterte Möglichkeiten von (Selbst-)Erkenntnis eröffnet. Der theoretische und praktische Gewinn dieser Perspektive soll hier kurz und exemplarisch an vier Fragestellungen verdeutlicht werden, die in klassischen qualitativen Studien bearbeitet wurden.

(1) Wie prägen jugendliche Migranten eine lokale Kultur? Wie sehen sie ihre Lebensperspektiven? Wie reagieren sie auf ihre Umwelt, und welche Form sozialer Organisation erzeugt ihr Gruppenleben? (2) Welche Folgen hat das Leben als Patient in einer psychiatrischen Klinik, und wie kann er unter den dort vorgefundenen Bedingungen seine Identität bewahren? (3) Auf welchen Grundlagen beruht die Möglichkeit zu Verständigung und zu gemeinsamem Handeln in ganz unterschiedlichen sozialen Situationen? (4) Welches sind die konkreten Folgen von Arbeitslosigkeit, und wie werden sie individuell und in einer lokalen Gemeinschaft verarbeitet?

Das sind aus einer unendlichen Vielfalt möglicher Fragen Themenbereiche, die mit Hilfe qualitativer Methoden besonders gut, theoretisch fruchtbar und auch in praxisrelevanter Form bearbeitet wurden.

1. William F. Whytes (1955/1996) klassische ethnographische Studie über eine Straßengänge in einer Großstadt im Osten der USA der 40er Jahre zeichnet aus einzelnen Beobachtungen, persönlichen Aufzeichnungen des Untersuchers und anderen Quellen ein umfassendes Bild einer dynamischen lokalen Kultur. Whyte hatte sich über eine Schlüsselperson Zugang zu einer Gruppe junger italienischer

Migranten der zweiten Generation verschafft. Durch seine zweijährige teilnehmende Beobachtung konnte er Informationen über Motive, Werthaltungen und Lebensgefühl sowie über die soziale Organisation, Freundschaftsbeziehungen und Loyalitäten dieser lokalen Kultur gewinnen. Diese verdichten sich in theoretisch belangvollen Aussagen wie:

«Whytes Gangs können durchaus als Beispiel für eine temporäre Nichtanpassung junger Menschen gesehen werden. Sie entziehen sich den Normen des Elternhauses, (...) sehen sich gleichzeitig den vorherrschenden Normen der amerikanischen Gesellschaft ausgesetzt. Abweichendes Verhalten ist zu vermerken sowohl gegenüber den Normen des Elternhauses wie gegenüber den herrschenden Werten des Einwanderungslandes. Abweichendes Verhalten bis hin zur Kriminalität kann als vorübergehende Fehlanpassung gesehen werden, die sowohl die Option zur Anpassung wie auch zur dauerhaften Nichtanpassung in sich trägt» (Atteslander 1996, S. XIII).

2. Aus der genauen Beschreibung der Strategien, mit denen die Insassen ihre Identität sichern, konnte Erving Goffman in seinen Studien über psychiatrische Kliniken und Gefängnisse (1973a) allgemeine Strukturmomente der von ihm so genannten «totalen Institution» gewinnen: Auf die entpersönlichenden Verfahrensweisen wie Anstaltskleidung, Fehlen privater Rückzugsmöglichkeiten, beständige Überwachung, reglementierter Tagesablauf etc. reagieren die Insassen mit Ironie, Verstellung, betonter Überanpassung, heimlichen Bündnissen mit dem Personal, Rebellion usw. Mit dieser Konstruktion eines «Unterlebens» in der Institution sichern sie ihr Überleben als Subjekte. Diese Studie kann als eine der großen organisationssoziologischen Studien qualitativer Forschung gelten. Sie eröffnete zudem eine öffentliche Diskussion über die Lage von Psychiatriepatienten und Gefängnisinsassen und gab in den entsprechenden Bereichen Anregungen zu Reformen. Schließlich liefert sie heute noch Anregungen für eine Vielzahl ähnlicher Studien in anderen Bereichen wie Altenheime (z. B. Koch-Straube 1997).

3. Aus einer grundlagentheoretischen Perspektive konnte Harold Garfinkel (1967a) mit Hilfe sog. Krisenexperimente auf die ungenannten Voraussetzungen und Regeln zur Herstellung alltäglicher Verständigungsprozesse verweisen. Damit ließ sich soziale Integration als beständige und an Situationen angepasste Konstruktionsleistung der beteiligten Menschen beschreiben: Wenn etwa eine Person in einer alltäglichen Begegnung auf die eher floskelhafte Nachfrage

«Wie geht es dir?» mit der Rückfrage antwortet «Wie meinst du das, körperlich, geistig, seelisch?», dann bringt das erst einmal den erwarteten Ablauf der Dinge ins Stocken. Daran wird deutlich, dass Äußerungen nur kontextbezogen verstanden werden können und es keinen «gereinigten» Sinn gibt. Stärker als von abstrakten Normen wird das gemeinsame alltägliche Handeln der Menschen von einer kompetenten situativen Anwendung von Interaktions- und Kommunikationsregeln («Ethnomethoden») geprägt, in denen das Wissen und die Erfahrungen einer Kultur beständig hergestellt und lebendig werden.

4. In einer noch heute in der Arbeitslosenforschung immer wieder zitierten Studie sind Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1933) den Folgen von Arbeitslosigkeit in einem kleinen österreichischen Industriedorf zur Zeit der Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre nachgegangen. In einer schöpferischen Verknüpfung von quantitativen (z. B. Messung der Ganggeschwindigkeit, Einkommensstatistiken) und qualitativen Methoden (z. B. Interviews, Haushaltsbücher, Tagebuchaufzeichnungen, Aufsätze von Jugendlichen über ihre Zukunftsvorstellungen, Analyse von Akten usw.) und historischem Material haben sie mit der *Leitformel* (vgl. Jahoda 1995) einer «müden Gemeinschaft» eine verdichtete Charakterisierung des Lebensgefühls und der alltäglichen Handlungsabläufe in einer von Arbeitslosigkeit betroffenen Kommune herausgearbeitet. Gleichzeitig konnten sie unterschiedliche individuelle «Haltungstypen» als Reaktion auf Arbeitslosigkeit identifizieren, so die «Ungebrochenen», die «Resignierten», die «Verzweifelten» und die «Apathischen» – ein Ergebnis, das sich auch in der heutigen Forschung als nützliche Heuristik erweist.

Whyte steht für ein gelungenes Beispiel einer ethnographischen Studie (→ 3.8; → 5.5), in deren Tradition sich qualitative Gemeinde- und Subkulturforschung, Untersuchungen zum abweichenden Verhalten bis zu den «Cultural Studies» (→ 3.9) entwickelt haben. Goffman hat viele Institutionsanalysen, Untersuchungen zur Interaktion zwischen Professionellen und ihren Kunden oder Patienten angeregt und für Strategien der situativen Präsentation der eigenen Identität im Angesicht der anderen sensibilisiert. Garfinkels Studie steht für eine Entwicklung qualitativer Forschung, die formale Strukturen und Regeln für die Konstruktion alltäglichen Handelns zu identifizieren sucht. Und die komplexe Soziographie von Jahoda et al. zeigt, wie praxisnah und sozialpolitisch relevant qualitative Forschung sein kann.

2. Warum qualitative Forschung?

Was macht allgemein die besondere Attraktivität und Aktualität qualitativer Forschung aus? Sie ist in ihren Zugangsweisen zu den untersuchten Phänomenen häufig offener und dadurch «näher dran» als andere Forschungsstrategien, die eher mit großen Zahlen und stark standardisierten, dadurch auch stärker objektivistischen Methoden und normativen Konzepten (Wilson 1973) arbeiten. In Antworten auf die Fragen in einem Leitfadenterview (→ 5.2), in biographischen Erzählungen (→ 5.11), in ethnographischen Beschreibungen (→ 5.5; → 5.22) des Alltags oder der Prozesse in Institutionen wird häufig ein wesentlich konkreteres und plastischeres Bild davon deutlich, was es aus der Perspektive der Betroffenen heißt, z. B. mit einer chronischen Krankheit zu leben, als dies mit einer standardisierten Befragung erreicht werden kann. Gerade in Zeiten, in denen sich fest gefügte soziale Lebenswelten und -stile auflösen und sich das soziale Leben aus immer mehr und neueren Lebensformen und -weisen zusammensetzt, sind Forschungsstrategien gefragt, die zunächst genaue und dichte Beschreibungen liefern. Und die dabei die Sichtweisen der beteiligten Subjekte, die subjektiven und sozialen Konstruktionen (→ 3.4) ihrer Welt berücksichtigen. Auch wenn die Postmoderne vielleicht schon wieder zu Ende ist, die Prozesse der Pluralisierung und Auflösung, die neuen Unübersichtlichkeiten, die mit diesem Begriff beschrieben werden, bestehen weiter. Standardisierte Methoden benötigen für die Konzipierung ihrer Erhebungsinstrumente (z. B. ein Fragebogen) eine feste Vorstellung über den untersuchten Gegenstand, wogegen qualitative Forschung für das Neue im Untersuchten, das Unbekannte im scheinbar Bekannten offen sein kann. Damit können auch Wahrnehmungen von Fremdheit in der modernen Alltagswelt, in der «das Abenteuer gleich um die Ecke» beginnt (Bruckner & Finkielkraut 1981), beschrieben und in ihrer Bedeutung verortet werden. Gerade diese Offenheit für Erfahrungswelten, ihre innere Verfasstheit und ihre Konstruktionsprinzipien sind für die qualitative Forschung nicht nur Selbstzweck für ein Panorama von «Sittenbildern» kleiner Lebenswelten, sondern zentraler Ausgangspunkt für gegenstands begründete Theoriebildung (→ 2.1; → 6.6).